



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ausplagt, daß die Gräfin selbst den Tod ihres Bruders veranlaßt habe, aber doch unschuldig sei. „Wir hatten im Säulensaale den Fideicommiß gesucht, und traten wieder in den Speisesaal,“ erzählt er darauf. „Gustav sagte mir: Gieb mir ein Glas Wein. Wir gingen an das Buffet; meine Frau nahm eine Flasche und goß zwei Gläser voll; Fougnies leerte seins in einem Zuge und schrie: Sacré nom! Ich hatte gerade das andere Glas an die Lippen gesetzt, zog es aber rasch zurück und sagte: das ist Gift! Gustav fing an nach Hilfe zu schreien. Ich legte ihm die Hand auf den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern, weil ich einen Scandal fürchtete. Die Flasche war beim Herausholen aus dem Keller aus Versehen mit der Weinflasche verwechselt worden.“ Die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung führt er als Grund an, weshalb er nicht früher die Wahrheit gesagt habe. Seine frühere Erklärung gegen den Gefängnißdirector modificirt er dahin, seine Frau habe allerdings das Gift eingegossen, aber nicht in den Mund des Ermordeten; er habe sagen wollen, in das Glas, habe sich aber, weil er Kopfschmerz gehabt, nicht deutlich genug ausgedrückt. Von ähnlicher Art sind auch seine andern Ausreden, die er mit der Zungenfertigkeit und Ruhe eines Advocaten vorbringt, der nicht seinen Kopf, sondern den eines ihm gleichgiltigen Klienten vertheidigt.

Ueber die Schuld der beiden Angeklagten kann kein Zweifel sein. Der Proceß wird sich noch eine Weile lang hinziehen, da nicht weniger als 104 Zeugen zu vernehmen sind; schwerlich wird jedoch noch etwas Neues zu dem Thatbestand hinzukommen. Sollte es jedoch wider Vermuthen geschehen, so werden wir es mit dem Endresultat des Processes mittheilen.

W o c h e n s c h a u .

N e u e R o m a n e .

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Friedrich Wolffsohn. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. — Jede neue Kunde über dieses finstere Reich, dessen Schwert seit langer Zeit verhängnißvoll über unserm Haupte schwebt, muß uns willkommen sein, in welcher Form sie uns auch entgegen treten möge. Freilich kann man die belletristischen Schriften einer Treibhausliteratur, die an fremdem Feuer genährt ist, nur mit großer Vorsicht benutzen. Während die Masse des Russischen Volks noch in halb barbarischen Zuständen lebt, hat sich über die obern Schichten der Gesellschaft ein Firniß gebreitet, der aus Paris herkommt; allein gerade diese Mischung barbarischer Voraussetzungen mit dem Raffinement der Französischen Empfindung ist das Lehrreiche in diesen Novellen, die übrigens zum Theil nicht ohne Talent geschrieben sind. Am Schwächsten sind die Bilder von den eigentlich wilden Völkerschaften, die der Russe mit keinen andern Augen ansieht, als ein

Ausländer thun würde. Dagegen haben wir in den Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben der Russischen Hauptstädte jene Mischung so vollständig ausgeprägt, daß wir gern noch etwas mehr Kunstform und Verstand vermiffen würden, wenn sich die Schriftsteller noch getreuer an die Natur gehalten hätten. — Die Dichter, welche uns vorgeführt werden, sind folgende: 1) Alexander Puschkin, der Stolz Rußlands, geboren 1799, aus einem althistorischen Geschlecht, wenn auch unter seinen Ahnen eine Mohrin fungirt. Seine ersten Versuche waren patriotische Gedichte, in der Zeit der Freiheitskriege; 1820 erschien sein größeres Werk: Rußlan und Ludmilla, ein satyrisches Gedicht, das sich an die Volkspoesie lehnt; später wurde er durch Byron inspirirt und schrieb unter dessen Einfluß die poetischen Erzählungen: „Der kaukassische Gefangene,“ „die Quelle von Bach Schiffarai,“ und „die Zigeuner.“ Sein Meisterwerk ist Eugen Onägin, von dem uns der Uebersetzer folgenden Inhalt giebt: „Ein Musterwerk der vornehmen Russischen Erziehung, ein Salonheld mit verkohltem Herzen, von vielem Esprit, treibt sich ziellos in den Zerstreuungen der Residenz umher, bis er durch den Tod seines Onkels Erbe eines fern in der Provinz gelegenen Gutes wird. Mit stumpfem Sinn, den kaum die Leidenschaft mehr reizt, und der allen Wirkungen einer schönen Natur verschlossen ist, langweilt er sich in der ländlichen Einsamkeit, vegetirt unthätig hin und in seinem geistigen Leben wuchert nur eine schneidende kalte Skepsis. Bald gesellt sich zu ihm ein junger Dichter ohne Lebenserfahrung, voll idealen Strebens, vom Feuer der Wissenschaft durchglüht, mit einem frühlingwarmen Glauben an das Große und Schöne u. s. w.“ Diese beiden Gegensätze gleichmäßig durch die Liebe berührt, und das Ganze mit einem sentimental resignirten Schluß abgethan. — Die ersten acht Bände von Karamsin's Russischer Geschichte begeisterten ihn zu seiner Tragödie „Boris Godunow,“ zu dem epischen Gedicht „Bultawa“ und zu einer historischen Monographie über die Pugatscheff'sche Verschwörung. Er fiel bekanntlich im Duell 1837. Die mitgetheilte Novelle: „Die Capitains-Tochter,“ behandelt eine interessante Episode aus dem Aufstand des Pugatscheff. — 2) Helena Gahn, geboren 1815, Tochter eines hochgestellten Beamten, im sechzehnten Jahre an einen Militair verheirathet, in dessen Begleitung sie Gelegenheit fand, einen großen Theil des Russischen Reichs zu durchreisen, 1842 gestorben. Ihre Novellen, die zuerst pseudonym erschienen waren, wurden nach ihrem Tode gesammelt. Der Herausgeber theilt zwei derselben mit, von denen die eine einen naturkräftigen Tscherkessen schildert, der in der Berührung der falschen Russischen Cultur zu Grunde geht, die andere eine Russische Edelbame, die unter die Kalmücken verschlagen wird. — 3) Alexander Herzen, geboren 1812, hat eifrig den Hegel studirt, ist zuerst mit Briefen über das Studium der Natur hervorgetreten, hat dann unter dem Namen Iskander eine Reihe humoristischer Novellen veröffentlicht, von denen „Taras Bulwa“ die beste sein soll, und ist seit 1847 in verschiedenen Ländern herumgestreift, fast überall als Demokrat verfolgt. Er soll jetzt beabsichtigen, nach Amerika zu gehen. Die mitgetheilte Novelle ist die größte der Sammlung. — 4) Nicolaus Pawlow, geboren 1805, eine leidenschaftliche, stolze Natur, schon im zwanzigsten Jahre verheirathet, bald darauf Wittwer. Er hat zwei Novellensammlungen herausgegeben, 1835 und 1839. In den mitgetheilten Novellen finden wir zuweilen wirkliche Anklänge an Byron und eben so einen großen Einfluß Balzac's, namentlich in der Schilderung der Physiognomien und in dem Raffinement, mit welchem die kleinen Züge einer tiefern Empfindung aufgespiert werden.

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben, von Josef Rant. Erste Gesamtausgabe. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. — Der Dichter hat in den Zeiten der Dorfgeschichten eine vielfache, zum Theil verdiente Anerkennung gefunden. Zwar bekommt man bei ihm die Natur aus der zweiten Hand, da ihn unzweifelhaft das Vorbild Berthold Auerbach's bestimmt hat, und zwar so weit, daß er auch so manche Schattenseite dieses Dichters nachahmt; aber seine Beobachtungen gehen doch weit genug, um auch in der Fremde Interesse zu erregen. Etwas Eintönigkeit und Sentimentalität läßt sich in solchen Schilderungen aus dem Leben beschränkter Naturen, die unsrer Bildung und unserm Interesse doch ziemlich fern stehen, nicht ganz vermeiden, wenn man nicht den übersprudelnden Genius eines Jeremias Gotthelf besitzt, und wenn man sich nicht selber so tief wie Dieser in die geschilderten Verhältnisse hineingelebt hat. Rant bleibt doch immer nur Zuschauer, und sein Verhältniß zu seinem Gegenstand hat etwas Reflectirtes und Empfindsames. — Für uns sind am Interessantesten die kleinen Skizzen zu Anfang des Buchs, die ohne alle Beimischung novellistischer Elemente die Sitten und Gebräuche des Böhmerlandes darstellen. Wir theilen eine derselben mit: *Der Tanz*. „Wenn ein solcher angefangen ist, so finden sich die Musikanten am bestimmten Sonntage um 1 Uhr Nachmittags in der Dorfschenke ein. Die Burschen in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- oder grünseidenen Westen und karminrothen Halstüchern, ziehen haufenweis über Wiesen und Felder, von fern und nahe herbei, und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthür im Vorhaus bleiben sie stehen, und Keiner will den Anfang machen einzutreten. Während sie nun sichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, weil sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine Zweite ihr die Hand nieder, und der Andrang schleudert nun die Thür weit auf, daß die Vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich verlegen wieder zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gesichter und Gewirr der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem Jeder einer Gewissen winkt oder pfeift oder sie bei Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin, und sogleich geht es voll Leben in der holperigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf Steirische Weise getanzt von denen, die im Rondeau sich bewegen; allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf, als neben einander Platz finden, um sich herumzudrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer ganzen Wendung hinreicht, und der Schluß jedes Tactes wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden, und man nennt das: „af van Cartl“ tanzen. — Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zwei Mal gespielt, wobei Clarinet das Hauptinstrument ist; eine Flöte secundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Bass accompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zwei Mal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zwei Mal vortragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument, und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die

gleiche Partie, die Secundgeige und der Bass arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmetterlein einer Trompete gesellt. Clarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgestedtelt wird, gehen die Tänzerpaare im Rondeau, wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Gartl“ (oder auch „af oan Platz“) treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern eben so taktmäßig an sich und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußcadenz des zweiten Theiles merkt, und das Clarinet-Flötensolo mit leisem, harmonischem Accompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine wahre Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reih' und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rondeau voll seligen Uebermuthes stehen und beginnt „af oan Gartl“ zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an, und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenutzt zu lassen, ebenfalls „af oan Platz“ anzufangen, so daß auf einmal im ganzen Zimmer ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen, und die Scene gleicht einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. — Vier Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo die Tische von den eigentlichen Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken, und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgiltig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seine Dulceinea zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich mehrere Burschen um die Musikkanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals schlingen, und singen verschiedene Volksmelodien, denen sie stets neue Texte unterlegen. Nach abgesungenem Text spielt ihnen die Musik die Melodie nach, welche gesungen wurde, und die Burschen springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei zusammen mitten in der Stube, tanzend nach der gesungenen und gespielten Melodie. Verliebte Paare sitzen die Meisten schäfernd an den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deanal gei hea zon Bau,
Lauma dd rächt oschan,
Wos du sün Angerln host:
Schwarz oda brau?

Als Antwort darauf folgt diesem immer folgender Text:

Angerl mai is nudd schwarz,
Angerl mai is nudd brau,
Angerl mai is o frod,
Di onzuschau! —

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen, und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik gezahlt haben, mit folgendem Texte:

Spiessläd spiels ummat um,
Daß i zo man Deandla kum,
Sigt af dar Osabouk,
D' Bät is ia loug!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzstube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von der Arbeit dispensirt und bleiben, wenn sie auf das Nachteffen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl ihrem Hunger abzuhehlen durch heimlich mittelst jüngerer Geschwister herbeigeschafften Proviant von Wehlgebäck. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihren Platz auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Wache und Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin, und erscheinen dann, ihren Männern folgend, gleichfalls im Wirthshause, wo Jede am Tische ihres Mannes Platz nimmt, und sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischt, auch dem Glase gehörig zuzusprechen nicht unterläßt. Geht ein reicherer Bursch oder Mann nach Hause, so nimmt er das halbe Orchester mit, und läßt sich auf dem ganzen Wege vorspielen.“

Die Kinder Gottes. Roman in drei Bänden von May Ring. Breslau, Kern. — Der historische Roman der Deutschen hat sich allmählig eine eigene Form gebildet, die sowol von dem Englischen als Französischen abweicht. Walter Scott hat durch die strenge Ordnung und Dekonomie seiner Romane, bei der wir Schritt für Schritt vorwärts gehen, von einer ununterbrochenen Spannung geleitet und zu einer bestimmten Katastrophe hingedrängt, mit der das Ganze abschließt, wenigstens eine Art von Kunstform geschaffen, die diesem sehr zur Zerflossenheit und Unbestimmtheit hinneigenden Genre einigen Halt giebt. Die Franzosen halten die Spannung in der Regel nur für einen Feuilletonartikel fest, aber sie bemühen sich wenigstens, immer eine neue aufzufinden. Bei uns Deutschen gehört es seit dem Wilhelm Meister, der auch für den historischen Roman zum Vorbild geworden ist, zum guten Ton, niemals zusammenhängend ausführlich zu erzählen, niemals ein bestimmtes Gesetz der Steigerung und Spannung zu beobachten, sondern sich in einem möglichst vielseitigen Quodlibet von Charakteren und Situationen zu bewegen. Fast unsre ganze Geschichte löst sich in derartige Episoden auf. Auch der vorliegende Roman, der als historischen Vorwurf die Hofgeschichte August des Starken und die Gründung der Herrnhuter Gemeinde hat, verfällt in diesen Fehler; doch hat der Verfasser entschiedenes Talent, und viele seiner Charakterbilder sind glücklich getroffen.

Schloß Ronceaux. Nach einem alten Manuscript. Drei Bände. Breslau, Kern. — Eine Episode aus der Geschichte der Hugenottenkriege, die vor etwa zwanzig Jahren Tromlitz und van der Velde vielfachen Stoff zu Novellen geboten haben. Das Genre des Buchs ist ungefähr das nämliche, in dem sich diese beiden ihrer Zeit sehr beliebten Schriftsteller bewegt haben. Doch ist es ungleich besser ausgeführt, und verräth sowol eine bedeutend höhere historische Bildung, als auch eine höhere Gabe der Composition.

Eine Pension am Genfersee. Zwei Romane in einem Hause von Ida v. Düringsfeld. Zwei Bände. Breslau, Kern. — Die Manier der bekannten Verfasserin erinnert vielfach an die der Gräfin Hahn, doch hat sie ungleich weniger Talent, und dagegen ungleich mehr gesunden Menschenverstand. Die beständige Ironie, mit welcher die große und kleine Welt angesehen wird, mildert sich in dieser Novelle durch einen ziemlichen Grad von Gutmüthigkeit, und das ganze Bildchen in dem engen Rahmen einer Schweizerlandschaft würde noch anmuthiger sein, wenn die Verfasserin

es hätte über sich gewinnen können, sich der ziemlich hohlen politischen Kammergesereien zu enthalten.

Erzählungen von Rudolf. Stuttgart, Krabbe. — Harmlose Geschichten in Prosa und in Versen der aller verschiedensten Art, nicht übel geschrieben, nur zuweilen mit etwas mehr Aufwand von Esprit, als unumgänglich nöthig ist.

Die Manuscripte Peter Schlemihls. Kosmologische Novellen von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. — Wir wissen nicht recht, was wir aus diesem Versuch, einen guten Einfall Chamisso's in zweiter Auflage mit zerstreuten ethnographischen und physikalischen Exkursen zu bringen, eigentlich machen sollen. Es ist allerdings Humor und Verstand darin, aber der Verstand ist nicht humoristisch und der Humor ist nicht verständig. Bei dem allgemein anerkannten Talent des Verfassers ist dieser Versuch wol nur als eine momentane Verirrung zu betrachten.

Ein Pilger und seine Genossen. Roman von Lorenz Dieffenbach. Frankfurt a. M., Ruffarth. — Kein religiöser Roman, wie man aus dem Titel vermuthen sollte, sondern eine einfache Märzgeschichte. Der Verfasser giebt sich in diesem Roman als ein origineller, freidenkender Geist von viel Bildung, dessen Gedanken sich nicht auf der Heerstraße bewegen. Aber es fehlt ihm an Gestaltungskraft. Seine Charaktere haben trotz der sehr scharf herantretenden Intention etwas Embryonisches, wenn auch einzelne Züge ganz vortrefflich erfunden sind. Darin liegt auch wol der Grund von der zu weit getriebenen Härte seines Helden, die sich bei einer concreteren Durchführung gemäßiget haben würde. Zuletzt verfällt er leider ins tragische Genre und in die Grande Politique.

Der Eid. Historische Novelle von David. N. d. Franz. von Weinholtz. Lemgo und Detmold, Meyer. — Eine gut geschriebene, lebhafte Erzählung aus den Tagen der Venetianischen Inquisition, die sich wenigstens durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit von vielen andern vortheilhaft unterscheidet.

Aus Agram. Die Fabrikation der Weltgeschichte wird in Großillyrien durch Vereine betrieben, welche den Namen „literarische Vereine“ mit eben dem Rechte führen, als der Name „Literat“ Jedem zukommt, der lesen und schreiben kann und nicht Kaufmann oder Gewerbsmann ist. Wenn also hier von Literaten die Rede ist, so darf man darunter ja nicht Savants oder hommes de lettres meinen, sondern Leute, die als Dilettanten über Illyrische Literatur debattiren, Verse schreiben und „Politik“ treiben. Um vor der Kritik sicher zu sein, vereinigen sie sich in Coterien, welche dann „literarische Vereine“ heißen und dazu dienen, sich gegenseitig zu lobhudeln und Weltgeschichte zu machen.

So war ungefähr vor einigen Wochen das Gerücht verbreitet, die Illyrer hätten endlich einmal eine neue, sublime Idee gefunden, welche den ganzen Lauf der Weltgeschichte verändern werde.

Im Jahre 1850 plaidirten nämlich die ministeriellen Oestreichischen Journale für die Einführung der Deutschen Sprache als Unterrichtsmedium in den Volksschulen der bekanntlich durchwegs Slavischen Militairgrenze. Dies geschah nicht etwa aus Vorliebe für Deutsche Cultur, sondern ganz einfach, um den Zweck des Unterrichts zu

vereiteln; denn eine fremde und dem Volke völlig unverständliche Sprache, wie es hier die Deutsche ist, kann unmöglich das Unterrichtsmedium in der Volksschule sein, wenn man will, daß der Unterricht Erfolg habe. So ließ es sich eines Tages auch die ministerielle „Agramer Zeitung“ beikommen, dieses Thema zu besprechen, und stellte den gewiß sehr wunderlichen Satz auf: „So lange die Slawen nicht Eine einzige Schriftsprache hätten, müßte wol die Deutsche Sprache die Unterrichtssprache der Volksschulen in der Grenze bleiben.“ Diese Absurdität ließ sich aber gut ausbeuten; die „Süd-slawische Zeitung“ brachte Tags darauf einen Artikel aus der Feder ihres damaligen Mitredacteurs, Dr. I—, welcher obige Behauptung der „Agramer Zeitung“ damit niederschlug, daß er die Einigung aller Slawen zu Einer Schriftsprache für möglich erklärte und als solche die Russische Sprache nannte. Dieser Witz hatte eine kaum berechenbare Tragweite; es war ja nicht von philologischer Möglichkeit die Rede, sondern es war damit zum ersten Male von Slawischer Seite angedeutet, was Rußland für das Slawenthum bedeute und was von dorthier drohe, wenn die Oestreichische Regierung die nationalen Elemente des Staates gegen einander zu waffnen fortfahre. Die gesammte Oestreichisch-Deutsche Journalistik schauderte darob; die armen Illyrier schrien Peter über den Russomanen, der Kroatien in den Verdacht des Pan-Slawismus gebracht habe. Aber der Witz wurde bald vergessen.

Neulichst indessen brachte der Karlsstädter Serbische Bischof Joanowitsch in seiner kirchenslawischen Grammatik jene Frage wieder in Anregung, und schlug als Gesamtliteratursprache der Slawen die „neutrale“ kirchenslawische Sprache vor — welche aber in der Gestalt, wie sie in der Grammatik des gelehrten Bischofs erscheint, nicht alt-slowenisch, sondern wirklich gut und rein Russisch ist. Diese Grammatik schickte nun der Verfasser der Illyrischen „Matiza“ einem Verein zur Herausgabe „Illyrischer“ Schriftwerke zum Geschenke. Das Buch kam zu einer sehr verhängnißvollen Zeit nach Agram: die Illyrier waren in einer sehr harten Lage. Einestheils drohte ihnen ein unersehlicher Verlust an Land und Leuten, da es eben bekannt geworden war, daß ein Südslawischer Gelehrter, Dr. Kubitsch auf Cherro, der Mailänder Akademie eine Abhandlung übergeben habe, in welcher er zu beweisen sucht, die alten Illyrier seien Albanesischen Stammes gewesen, wodurch natürlich alle Träumereien unsrer modernen Illyrier vernichtet werden; andererseits aber waren sie über die Oestreichische Regierung wegen der veränderten Haltung des Ban's Jellatschitsch ihnen gegenüber so sehr erbittert, daß sie diesen aufgaben und ihre Augen auf den Serben Omer-Pascha zu richten begannen. Sie wollten daher einen hiesigen Künstler nach Bosnien schicken, damit er Omer-Pascha abconterfeie, und ihn durch diese „zarte“ Schmeichelei für den Illyrismus gewinnen. — In dieser Zeit kam die Joanowitsch'sche Grammatik nach Agram.

Diesmal wurde der „Matiza-Verein“ ausersehen, die „neue Idee“ der Illyrier in die Welt zu senden. Der Vice-Präsident des besagten Vereines machte den Antrag: „Alle literarischen Gesellschaften des Slawenthums“ (also auch die oben charakterisirten Illyrischen Vereine) „sollen je zwei oder drei Philologen an einen passenden Ort zu einem Congresse senden, um die Richtung zu berathen, welche die Slawischen Sprachen in ihrer Entwicklung nehmen sollten.“ (Diese Illyrischen Philologen wollen also den Slawischen Sprachen den Weg der Entwicklung vorschreiben, sie, die nicht einmal ihre eigene Sprache schreiben können!) „Als Congreßort wird Warschau oder Belgrad in Antrag ge-

bracht, (also eine großartige Demonstration gegen Oestreich —) und die Einladungs schreiben werden mit lateinischen und cyrillischen Lettern (aber doch in „Illyrischer“ Sprache?) ausgefertigt und an alle Slawischen literarischen Societäten versandt.“ Dieser Antrag wurde, wie überhaupt Alles, was Jemand vorschlägt, angenommen, und, da die „Südslawische Zeitung“ denselben mit einigen Tiraden in die Welt hinaus sandte, so hofften die Illyrier, es werde davon so viel gesprochen werden, als von der Weltgeschichte, die sie im Jahre 1848 gemacht hatten.

Aber die Wiener Journale schwiegen und brachten durch dies Stillschweigen die armen Leute schier zur Verzweiflung. Und dann betraf sie noch ein anderes Unglück. Ein Mitglied der „Matiza“, Iwan Maschuranitsch, der natürlich allein in der Slawischen Literatur so viel und mehr wiegt, als alle diese Illyrischen „Literaten“ zusammengenommen, hatte der fatalen Sitzung nicht beigewohnt, und sprach sich also durch die „Südslawische Zeitung“ gegen das „welterschütternde“ Project aus. Er ging alle Seiten des Planes durch; entweder müßte eine neue Sprache gemacht, oder einer der bereits ausgebildeten Dialekte angenommen werden. Ist Ersteres absurd, so ist Letzteres auf friedlichem Wege nicht erreichbar — am Allerwenigsten aber wäre ein bunt und zufällig zusammengewürfelter Congress berufen, über eine Angelegenheit zu entscheiden, welche ein Volk von achtzig Millionen betreffe, und nur durch die fortschreitende Entwicklung der Geschichte, nicht aber durch Beschlüsse einiger Leute gelöst werden könne. Diese Stimme war so gewichtig, daß die „Matiza“ in der „Südslawischen Zeitung“ officiell erklärte, „sie habe Alles das anders gemeint, denn sie wünschte nur über eine mögliche Annäherung in Schrift und Sprache der Slawen zu berathen.“ Da hiermit im Sinne des Wortes gar Nichts gesagt ist, so verlor das „welterschütternde“ Project seine Pointe. Die would be Demonstration wäre wie eine Seifenblase verschwunden, wenn nicht die unglückliche „Reichszeitung“ den schlechten Einfall gehabt hätte, von einem „neuen Slawencongress“, von der Unmöglichkeit einer „sprachlichen Einigung der Slawen“ und von der schlimmen Wahl des Congressortes zu reden, und somit gegen Windmühlen zu kämpfen.

Den Herren Illyriern war es vorerst um eine Demonstration zu thun; dann schwelgten sie im Vorgenuße der Bewunderung, die das „malerische“ Illyrische Costum in Warschau erregen würde, und vergaßen darob ganz, daß keiner von ihnen in irgend einer Art competent sei, über eine Slawische philologische Angelegenheit mitzusprechen; aber sie dachten sich den Congress als eine Art Comitatscongregation, wo Jeder sprach, was er eben mochte, und in deren einer ja auch die famosen Eurotopolzer Bauernedelleute, von denen keiner schreiben oder lesen kann, über die Gaj'sche Orthographie abgestimmt hatten. Darum meinen auch Leute, die in „Illyrischen Angelegenheiten“ sehr gut orientirt sind, daß die Herren Illyrier keinen Augenblick an die Möglichkeit des Congresses auch nur gedacht haben, und zur Rettung ihrer Ehre auf ein Verbot der Regierungen hofften.

Uus Triefst. — Wenn die Beförderung der materiellen Interessen als die große Weisheit des Oestreichischen Staates gilt, so kann kaum eine Stadt mehr als Triefst den Ruhm beanspruchen, gut Oestreichisch zu sein; Triefst, wo das Geld nicht nur das Erste, sondern auch das Letzte ist, wo der Reichthum noch nicht einmal alt genug geworden ist, um sich mit einem geschmackvollen Lugas zu brüsten. Leicht ließe sich der

Einfluß des consequenten Materialismus nachweisen, wie er sich auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, im Theaterwesen wie in der Musik, in Malerei und Baukunst, in Kirche und Schule geltend macht; allein ich begnüge mich vorläufig an zweierlei zu erinnern. Einmal nämlich ist es mir immer verhängnißvoll erschienen, daß Winkelmann hier nur seinen Tod und kaum ein Grabmal gefunden hat; dann fällt mir stets als ein treffliches Heilmittel für jeden krankhaft sentimentalen Dichter und jeden überspannten Idealisten ein, ihn auf einige Monate hieher zu schicken, denn praktisch, was man so nennt, sind die Leute hier; sie lieben die Ruhe, denn in stürmischen Zeiten liegt ihr Handel darnieder; Revolutionen sind ihnen ein Greuel; wie die meisten Menschen in Allen nur sich selber wieder suchen, so erklärt man hier jedes geschichtliche Ereigniß in der Art, daß man z. B. als einzigen Beweggrund der Reformation gelten läßt: „den Fürsten wurden Kirchengüter, den Priestern Weiber, den Völkern Freiheit (von Zehnten und Abgaben) geboten.“

Es kann demnach nicht fehlen, daß die Triestiner gute Deserteure sind, so lange sie noch irgend dem Kaiseradler die Kraft zutrauen, ihre Magazine und Schiffe zu schützen. Noch heute rühmen sie sich dabei nicht wenig ihrer einst zur Zeit des Italienischen Krieges bewiesenen Festigkeit und Anhänglichkeit; noch heute sonnt sich eine *guarda nazionale* in dem Bewußtsein ihrer Großthaten, oder vielmehr in der Versicherung, daß sie, wenn die Italienische Flotte gekommen wäre, Wunder einer loyalen Tapferkeit gethan haben würden. Sonst freilich wissen die Helden der Bürgerwehr auch hier eigentlich nicht recht, was sie zu thun haben, da selbst für die Ruhe der Stadt durch eine zahlreiche Besatzung sattfam gesorgt scheint. Natürlich sind darum Alle des Dienstes sehr überdrüssig, die nicht etwa stolz sind eine Uniform zu tragen, und in Folge dessen werden seit Kurzem zu allgemeinem Aergerniß die saumseligen Bürgerwehrmänner bei nächtlicher Weile aus den Betten geholt, um für den Mangel an Dienstleuten in Arrest geführt zu werden. Immerhin mag der Stadt der Ruhm bleiben, daß es in ihr nie zu einem eigentlichen Straßencravall gekommen ist. Für die bewiesene Treue hat denn der junge Kaiser auch seine Stadt mehrfach und vor wenigen Wochen insbesondere auf längere Zeit mit seiner Gegenwart beehrt. An diese seine letzte Anwesenheit knüpfte sich ein mehrseitiges Interesse.

Zunächst kam er, um in dem ganzen Stolze seiner Macht, begleitet von seinen Stützen Radeky und Jellacich, die armen Venetianer mit der Erneuerung des Freihafens zu begnadigen. Daß hier über diese Maßregel keine große Freude sein würde, war zu erwarten, mindestens erwuchs daraus für Triest kein Vortheil, wenn die einst so mächtige Nachbarin berücksichtigt ward; man hatte ihr den traurigen Verfall wegen ihres unklugen, revolutionären Widerstandes schon ziemlich gegönnt, und wenn die Gnade des Kaisers gelobt ward, geschah es theils nur, weil man doch gute Miene zum bösen Spiele machen mußte, hauptsächlich aber, weil in der That die Blüthe Triest's dadurch kaum gefährdet werden kann. Die Erfahrung lehrt, daß Handel und Verkehr schwer oder nie in die einmal verlassenen Bahnen zurückkehren, und jedenfalls hat der hiesige Platz den unermesslichen Vortheil jugendlicher Strebsamkeit, regen Unternehmungsgewisses, hoffnungsvoller Thätigkeit, während die alte Lagunenstadt an ihren stolzen Erinnerungen gerade unheilbar krankt.

Der Hauptzweck aber, um welchen Franz Joseph hieher gekommen, sollte die Besichtigung und Verbesserung der Kriegsmarine sein. Es ist nicht leicht, unter den vielen

und verschiedenen Gerüchten über die eigentliche Veranlassung zu den Untersuchungen das Wahre herauszufinden, weil natürlich ein dichter officieller Schleier über der ganzen Angelegenheit lag. Großartiger Unterschleif bei dem Neubau einiger Schiffe, Parteilichkeit und Mangel an Energie von Seiten des Admirals, Zuchtlosigkeit und Unfähigkeit dieser oder jener Besatzung wurden als die schreiendsten Uebelstände von der öffentlichen Meinung bezeichnet. Galten wir uns an die offenkundigen Thatsachen, so brachte bereits ein kürzerer Artikel in der Allg. Augsburg. Zeitung Nr. 108, so wie ein mehr ausführlicher in der hiesigen „Trierer Zeitung“ zur allgemeinen Kenntniß, wie schlimm es um die Kriegsmarine steht, wie sehr sie gerade in den letzten Jahren unter Leitung des Dänen Dahrup sich verschlechtert hat. Ohne alle Einzelheiten zu wiederholen, erwähne ich nur, daß die Anzahl der seetüchtigen Fahrzeuge seitdem bedeutend vermindert, die Stimmung der bessern Officiere sehr unzufrieden und die Disciplin keineswegs lobenswerth ist. Diesen Uebelständen sollte nun also der Kaiser abhelfen; Oestreichische Blätter knüpften insbesondere die schönsten Hoffnungen daran, daß der jüngere Bruder Franz Joseph selbst sich dem Seedienst widmen und mit der Fregatte *Venece*, der einzig brauchbaren, sofort eine Uebungsreise nach Südamerika antreten wollte. Man erzählte sich von genauen Nachforschungen, die der junge Monarch mit eigenen Augen angestellt habe, von durchgreifenden Reformen, von der Entlassung Dahrup's, von der Entfernung der untüchtigen oder lässigen, von der Beförderung einzelner trefflicher, bis da gerade zurückgekehrter Officiere. Allein noch ist von alle dem Nichts geschehen. Die einzige Antwort auf die oben erwähnten angreifenden Artikel war ein Tagesbefehl an die Marineofficiere, bei strenger Strafe sich nicht öffentlich über die Verhältnisse der Flotte zu äußern; der Vice-Admiral steht immer noch wie vor am Ruder, und der Plan des Erzherzogs Ferdinand Maximilian hat wenigstens vorläufig ein trübseliges Ende genommen. Kaum hier eingetroffen erkrankte er; die *Venece* ist nach längerem Warten ohne ihn unter Segel gegangen, und er vor einiger Zeit mit seiner Mutter, die zur Pflege hergekommen war, nach Wien zurückgereist. Sei es nun, daß er nie besondere Lust zur See gehabt oder sie durch diesen ersten unglücklichen Ansat zu einem Versuche verloren hat, mit den Erwartungen, die man sanguinisch genug von seinem Interesse für die Marine hegte, scheint es ein für alle Mal vorüber zu sein. So wird es denn wol auch in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, beim Alten bleiben, oder vielmehr wird man die Umkehr des Wappenspruches eines kleinern Staates zur Devise nehmen: „semper retrorsum!“

Wenn dies aber den größern Theil des hiesigen Publicums ziemlich gleichgiltig läßt, so ist er um so empfindlicher in Bezug auf die traurigen Finanzverhältnisse, die Unsicherheit der Valuta, der jämmerlichen Wirthschaft mit dem Papiergelde. Das Alles greift unmittelbar den Hauptnerven und Muskel des Triestiner Lebens, den Geldbeutel an. Die Bedürfnisse steigen im Preise, die Miethzinsen werden um 20 und mehr % erhöht, die großen Kaufleute wagen nirgends recht wegen der Ungewißheit, und so stellt sich überall Mißvergnügen ein, das sich leicht zu dem Wunsche steigert, nur aus den provisorischen Zuständen, sei es um jeden Preis, herauszukommen.

Verantw. Red. **F. W. Grunow**. — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt**.

Druck von **C. C. Elbert**.